



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frau Jenny Treibel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Frau Jenny Treibel



Die neueste Schöpfung (oder sollen wir sagen Arbeit?) des greisen Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel, Roman aus der Berliner Gesellschaft (Berlin, F. Fontane und Compagnie) ist nach jeder Richtung hin ein Buch, des Lesens, des Nachdenkens und der Erörterung wert, ein Roman, der, was Schärfe des Blicks, Fülle der Beobachtung, Reife des Urteils, Mannichfaltigkeit des gespiegelten Lebens anlangt, wohl ein Meisterwerk genannt zu werden verdient, ein Lebensbild, dessen Treue nicht in Zweifel gezogen werden kann, wie es auch um seine poetische Wirkung stehen mag. Der Roman hat vor den Glendsschilderungen und den Genialitätsfragen, die jetzt Mode sind, wenigstens das voraus, daß er seine Gestalten und Situationen Lebenskreisen abgewinnt, aus denen nach der Versicherung jüngster Ästhetiker nichts mehr zu holen ist, und daß er schlicht und ruhig die wunderlichen Verhältnisse darlegt, aus denen sich eine Art von Handlung und jedenfalls eine Reihe fesselnder Vorgänge ergibt.

Wenn man will, kann man sagen, daß in diesem Berliner Gesellschaftsroman nichts weiter vorgehe als zwei Verlobungen einer Berliner Gymnasialprofessorstochter, von denen die eine still erwürgt und begraben wird, während die andre zur Heirat führt. Mit einem Diner, das die erste Verlobung vorbereitet, beginnt, mit einem Hochzeitessen im Englischen Hause schließt der Roman, und dazwischen liegen nicht Mord noch Selbstmord, nicht Bankrott noch Verbrechen, nicht gewaltsame noch unheimliche Szenen, sondern lauter Alltäglichkeiten: ein gelehrtes Kränzchen im Hause des Gymnasialprofessors, ein paar Unterredungen zwischen dem alten und dem jungen Ehepaar Treibel, ein Ritt nach Treptow, eine Partie nach Halensee, einige Geständnisse der Professorstochter an die alte Haushälterin ihres Vaters, eine Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn, zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, zwischen der Titelheldin, ihrem Jugendfreunde und dessen Tochter, der Besuch eines neuernannten Oberlehrers bei seinem Onkel, eine Auseinandersetzung eines Betters mit seiner von ihm geliebten Cousine — und doch ist eine Fülle von Menschenschicksal, eine bunte Musterkarte gut angelegter und durchgeführter Gestalten, eine außerordentliche Kenntniss des äußern und innern

Lebens der Reichshauptstadt in allen gesellschaftlichen Schichten in den paar hundert Seiten zusammengedrängt. Es würde nicht leicht sein, in dem Stil der Überschriften altitalienischer Novellen eine Aufzählung des Hauptinhalts zu geben.

Gleich im ersten Kapitel stellt sich die Titelheldin dar, Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geborne Bürstenbinder, die nur in die Adlerstraße, wo der Materialwarenladen ihres Vaters gelegen hat, zurückkehrt, um Fräulein Corinna Schmidt, die Tochter ihres alten Anbeters Professor Wilibald Schmidt, zu einem Diner in der Villa Treibel einzuladen und bei dieser Gelegenheit kundzugeben, daß sie im Gegensatz zu der heutigen jungen Welt noch immer den Sinn für das Ideale bewahrt habe. „Wenn mir nicht der Himmel, dem ich dafür danke, das Herz für das Poetische gegeben hätte, was, wenn es mal in einem lebt, nicht wieder auszurotten ist, so hätte ich nichts gelernt und wüßte nichts. Aber, Gott sei Dank, ich habe mich an Gedichten herangebildet, und wenn man viele davon auswendig weiß, so weiß man doch manches. Und daß es so ist, sieh, das verdanke ich nächst Gott, der es in meine Seele pflanzte, deinem Vater. Der hat das Blümlein groß gezogen, das sonst drüben in dem Ladengeschäft unter all den prosaischen Menschen verkümmert wäre.“ Sie deklamirt: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältnisse, das ist das, was allein glücklich macht.“ Aber sie sitzt breit und fest in ihrer Villa zwischen der Köpnickler Straße und der Spree und kann es nicht verwinden, daß ihr Gatte bei der Anlage des Hauses nicht für einen Nebeneingang gesorgt hat „für Küchenjungen und derart Leute,“ sie thront bei ihren vortrefflichen Dinern nicht nur im Brokatkleide und mit Diamantohrringen, sondern auch mit aller Sicherheit und Liebenswürdigkeit einer gebornen Millionärin. Sie läßt sich beim Kaffee zum Vortrag ihrer Lieder auffordern und singt mit dünner Stimme und sentimentalem Ausdruck ein Lied, ihr Lied, das Wilibald Schmidt vor dreißig und mehr Jahren an sie gedichtet hat:

Geben, nehmen, nehmen, geben,
 Und dein Haar umspielt der Wind,
 Ach, nur das, nur das ist Leben,
 Wo sich Herz zum Herzen find't!

Sie empört sich über die anmaßliche Tugend und Reinlichkeit ihrer Hamburger Schwiegertochter, sie betrübt sich über die mangelnde Genialität ihrer Söhne, aber alles, alles ist Schein und Phrase. Sie schmeichelt der anmutigen und klugen Corinna Schmidt und täuscht diese zwar nicht vollständig über ihren Charakter, aber flößt ihr doch den Mut zu der Erwartung ein, sie, die sentimentale Kommerzienrätin, zur Schwiegermutter erobern zu können. Denn Fräulein Corinna Schmidt ist zwar von Haus aus eine prächtige Natur, nach dem frühen Verlust der Mutter neben einem allzu zärtlichen Vater in zu

großer Unabhängigkeit erwachsen, emanzipirt, aber doch nicht im schlechten Sinne, gut gebildet, nicht verbildet, sie ist heiter ohne Albernheit, selbstbewußt ohne Überhebung, leider trotz aller dieser guten Seiten von der schlimmsten Krankheit der Zeit, dem Gang zum Wohlleben, zum äußerlichen Luxus ergriffen. Sie verkehrt mit so vielen reichen Leuten, daß ihr gleichsam unwillkürlich die Außerlichkeiten ihres behaglich bürgerlichen Daseins widerwärtig geworden sind. „Ich halt es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlawwurst und vielleicht auch einen Silka kriegt.“ Sie weiß sehr gut, daß ihr Better, der Oberlehrer Marcell Wedderkopp, eine ehrliche warme Neigung für sie hegt und für sich kein besseres Glück weiß, als sie zur Frau zu gewinnen, aber wie Marcell ganz richtig sagt: eine lichterlohe Leidenschaft kann er in ihr nicht entzünden. „Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig; aber wenn auch, wie soll ein Better seine Cousine zur Leidenschaft anstacheln? Das kommt gar nicht vor.“ Und so schlägt Fräulein Corinna, der natürlich Marcell Wedderkopp im Grunde viel mehr gilt, als der gutmütige aber schwache Leopold Treibel, die bescheidne Zukunftsaussicht in den Wind und jagt der Hoffnung auf eine Villa, eine Equipage und unbeschränkte Eleganz der Toilette nach. Ihr Vater, der alte Romantiker und vielseitige Philologe Wilibald Schmidt, weiß allerdings von vornherein ganz genau, wie die wunderliche Konstellation, unter der die Schicksale Marcells und Corinnas zu stehen scheinen, enden wird. Er ist der einzige, der die Treibels und jedenfalls seine Freundin und ehemalige Geliebte Jenny ganz genau kennt und mit unbarmherziger Kritik seinem Neffen Marcell erklärt: „Ich habe das Glück gehabt an mir selbst und zwar als Objekt und Opfer das Wesen meiner Freundin Jenny studiren zu können. Jenny Bürstebinder, das ist ihr Vatersname, wie du vielleicht schon weißt, ist der Typus einer Bourgeoise. Es ist eine gefährliche Person und um so gefährlicher, als sie selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühvolles Herz und vor allem ein Herz „für das Höhere“ zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million giebt sie den Leopold nicht weg, die halbe Million mag herkommen, woher sie will. Und dieser arme Leopold selbst! So viel weißt du doch, der ist nicht der Mensch des Aufbäumens oder der Escapade nach Gretnagreen. Ich sage dir, Marcell, unter Brückner thun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser. Sie liberalisiren und sentimentalisiren beständig, aber das ist alles Farce; wenn es gilt, Farbe zu bekennen, dann heißt es: Gold ist Trumpf, und weiter nichts.“

Die Ereignisse geben dem gescheiterten alten Herrn und behaglichen Egoisten

vollständig Recht. Zunächst bezaubert Corinna Schmidt „diesen armen Leopold“ allerdings so, daß er bei der Rückkehr von einer Partie an den Halensee sich in aller Form mit ihr verlobt und ihr schwört, diesen Bund auch gegen den Widerstand seiner Mutter durchzusetzen. Aber schon am Abend und als er seine Verlobung mit der Professorstochter erklärt, läßt die Kommerzienrätin jede Maske fallen. Man merkt, daß ihr nie auch nur im Traum der Einfall gekommen ist, ihr Sohn könne sich erlauben, eine anmutige aber vermögenslose Frau ins Haus zu bringen. Sie, die eben noch zu sich selbst gesagt hat: „Kommerzienrätin, und immer wieder Kommerzienrätin. Es geht nun schon in das zehnte Jahr, und er rückt nicht höher hinauf trotz aller Anstrengungen. Und wenn es so bleibt, und es wird so bleiben, so weiß ich wirklich nicht, ob nicht das andre, das auf Kunst und Wissenschaft deutet, doch einen feinern Klang hat. Ja den hat es. Und mit den ewigen guten Verhältnissen! Ich kann doch auch nur eine Tasse Kaffee trinken, und wenn ich mich zu Bett lege, so kommt es darauf an, daß ich schlafe. Birkenmaser oder Nußbaum macht keinen Unterschied, aber Schlaf oder Nichtschlaf, das macht einen. Und auch die Kinder wären anders. Wenn ich die Corinna ansehe, das sprüht alles von Lust und Leben, und wenn sie bloß so macht, so steckt sie meine beiden Zungen in die Tasche. Mit Otto ist nicht viel, und mit Leopold ist gar nichts.“ Sie schäumt trotz alledem jetzt vor Erbitterung, nennt die Verlobung ihres Sohnes mit der vielbelobten Corinna einen Unsinn, einen Skandal, spricht von dem Undank Corinnas und von einer „gesellschaftlich heraufgezogenen Person“ und weiß auf einmal ganz genau, was die Fundamente sind, „die das Leben tragen, und ohne die es kein rechtes Glück giebt.“ Vergebens, daß ihr der eigne Gatte, der wackere Fabrikherr und Kommerzienrat Treibel, der sich ein Stück Herz, ein Stück unbefangnen gesunden Menschenverstandes ins Progenium hinein gerettet hat, zu Gemüte führt: „Nimm dich in Acht, daß aus der bloß eingebildeten Blamage eine wirkliche wird. Du bist auf dem besten Wege, mich und dich in eine unsterbliche Lächerlichkeit hineinzubugsiren. Wer sind wir denn? Wir sind weder die Montmorencys, noch die Lufignans, wir sind auch nicht die Bismarcks oder die Arnims oder sonst was Märktisches von Adel, wir sind die Treibels, Blutlaugensalz und Eisenvitriol, und Du bist eine geborne Bürstenbinder aus der Adlerstraße. Bürstenbinder ist ganz gut, aber der erste Bürstenbinder kann unmöglich höher gestanden haben als der erste Schmidt. Und so bitt ich dich denn, Jenny, keine Übertreibungen.“ Aber die Frau Kommerzienrätin zeigt sich jeder Erwägung als der entscheidenden, daß Corinna keine halbe Million hat, völlig unzugänglich, und es ist das glänzendste Licht auf ihrem Charakterbilde, daß sie sich am nächsten Morgen in der Frühe hinsetzt und Fräulein Hildegard Munk aus Hamburg, die jüngere Schwester ihrer Schwiegertochter Helene, ins Haus Treibel lädt. Sie hat bis dahin über die „Hamburgerei“ Helenens nur gespottet, hat sich

gegen deren Lieblingsgedanken, ihre junge Schwester mit dem Schwager Leopold zu verbinden, energisch gewehrt, hat erklärt, daß sie an einer solchen Schwiegertochter und einer solchen Enkelin gerade genug habe, und daß sie den armen Jungen, den Leopold, etwas passender als in der Familie Munk unterbringen möchte. Jetzt verbündet sie sich mit Helene gegen diese „schreckliche Person, diese Corinna“ und stülpt dem Gemahl und dem Sohne ihren neuen Plan und die vernünftige Verbindung förmlich über den Kopf. Zwar irrt sie sich, wenn sie glaubt, daß sie Corinnas Vater „am Bändel“ habe, und muß aus einer Redeschlacht im Hause des Professors, wo ihr Corinna mit berechtigtem Stolz entgegentritt, völlig geschlagen und ziemlich gedemüthigt abziehen. Aber auch Corinna erfährt zur gerechten Strafe ihrer falschen Schätzung der Lebensgüter, daß Frau Jenny Treibel in der Burg ihrer Geldvergötterung so sicher und fest sitzt, wie ein Gläubiger in seinem Gottvertrauen.

Leopold Treibel ist ein viel zu wackerer junger Herr, um seinem gegebenen Wort untreu zu werden, und ein viel zu schwacher Pinsel, um seiner Mutter gegenüber zu einem Entschluß zu kommen. Er getraut sich nicht Corinna zu sehen und schreibt ihr nichtsagende Briefe, und sie — ist doch zu stolz, eine zu feine und ehrliche Natur, um alle Mittel anzuwenden, mit denen sie selbst den schwachen Mann festhalten könnte. Wie ihr Vater sagt: „Nach einer kurzen Abirrung ist ihr mit einemale klar geworden, was es eigentlich heißt, wenn man mit zwei Familienporträts und einer väterlichen Bibliothek in eine reiche Familie hineinheiraten will. In eine Herzogsfamilie kann man allenfalls hineinkommen, in eine Bourgeoisfamilie nicht.“ Und da zum Glück Better Marcell, der kluge, brave und liebevolle, auf die Abirrung der Phantasie seiner schönen Base kein Gewicht legt, sich vielmehr von Herzen freut, daß sich Corinna auf sich selbst besinnt, Leopold abschreibt und damit natürlich zu ihm zurückkehrt, so giebt es am Ende eine fröhliche Hochzeit, die Neuvermählten reisen nach Oberitalien ab, und Frau Kommerzienrat Treibel samt Familie (Leopold natürlich ausgenommen) auch in pontificalibus, will sagen „mit dem Puffsheitel und den Diamantbommeln“ (wie sich die den Chorus in diesem Familiendrama abgebende Haushälterin Schmidts, Frau Schmolke, ausdrückt) nimmt an dem glücklichen Abschluß der Sache huldvollst Anteil.

Die Meisterschaft Fontanes bewährt sich vor allem darin, wie er in diesen leichtgeschmizten und einfachen Rahmen zwanglos eine Reihe von Gestalten hineingestellt hat, die fast alle Typen der mittlern Berliner Gesellschaft sind, alle mit großer Liebe und dabei doch mit einem Anflug von leiser und milder Ironie behandelt erscheinen. Frau Jenny Treibel allerdings fordert mit ihrer Herzenskälte, ihrem tief im Blute liegenden Progentum und ihrer Selbstbelügung zur stärksten Satire heraus, allen übrigen Gestalten kommt ein gewisser Humor und die Billigkeit geistesreifer und lebensfrischer Altersanschauung zu gute. Das ganze Schmidtsche Haus und vor Vater und Tochter

noch die unbewußt verständige und überall den Nagel auf den Kopf treffende Frau Schmolke, eine humoristische Figur ersten Ranges, mit ihren steten Erinnerungen an ihren verstorbenen Gatten, den Schutzmann Schmolke, der ge-scheite und warmherzige Marcell Wedderkopp, dessen Oberlehrerbewußtsein durchaus nichts verlegendes und nichts beschränktes hat, und dem man eine noch warmblütigere Frau gönnen möchte, als er an Corinna gewinnt, die drei männlichen Treibels, Frau Helene Treibel, geborne Munk, die „sieben Waisen Griechenlands,“ die bei Schmidt Oderkrebse essen, Trarbacher trinken, und von denen wir auch die kennen lernen, die zufällig nicht da sind, selbst Episodenfiguren wie Fräulein Honig, der frühere Opernsänger und gegenwärtige Millionär Adolar Krola, der Leutnant a. D. Vogelsang und der Liver-pooler Kaufmann Mr. Nelson stehen in voller Deutlichkeit vor uns. Und die Atmosphäre, in und aus der sie leben, wird mit wenigen sichern Strichen vor uns hingezaubert. Die Beobachtungsfülle und das Gruppierungstalent des Schriftstellers reichen sich die Hand, um ein scheinbar ganz absichtsloses Gebilde herzustellen, dessen Wirkung unbedingt gesichert ist.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß diese Wirkung eine doppelte, grund-verschiedne sein kann. Denn der Gesamteindruck von „Frau Jenny Treibel“ ist doch der einer Gesellschaft ohne Ideale, ohne Glauben, ohne tiefreichende Überzeugungen, die Philologen mit ihren Gesprächen über Schliemann und Mykenä, mit ihren Schulerinnerungen, ihren litterarischen Blandereien sind die einzigen in ihr, die wirklich geistige über die Alltäglichkeit und den augen-blicklichen Genuß hinausreichende Interessen haben. Man kann mit Wilibald Schmidt überzeugt sein, daß seinem Neffen und nunmehrigen Schwiegersohn Marcell die Universitätsprofessur künftig nicht fehlen wird. „Und sehen Sie, liebe Schmolke, das ist das, was ich eine gute Partie nenne.“ Man muß es auch wünschen, daß es so komme, denn wenn auch Corinna schließlich hat einsehen lernen, daß die Befriedigung ihres Sinns für Äußerlichkeiten „zu teuer erkaufte werden kann,“ so wird sie doch ihren Gemahl vorwärts und in die Höhe drängen, und es ist jedenfalls ein Glück für ihn, daß er schon auf gutem Wege ist. Die auflackernden Nichtigkeiten, mit denen die meisten Menschen der hier gespiegelten Kreise ihre Tage verbringen, der Mangel an größern Gesinnungen und Zielen — wären es immerhin nur rein weltliche Ziele —, die seltsame Mischung von innerer Kälte und boshafter Nachrede über den Nächsten mit einem Restchen Gutmütigkeit wirkt auch in der halb ironischen, halb teilnehmenden Wiedergabe Fontanes nicht eben erquicklich. Man muß schon auf dem Standpunkte stehen, daß jede Wirklichkeit Befriedigung hervor-bringe, um sich eines leisen Fröstelns erwehren zu können, das uns namentlich bei dem Nachklang, bei der letzten Szene im Englischen Hause über-schleicht. Und dabei hegen wir nicht den leisesten Zweifel, daß Fontane der Mann ist, jeden Lichtstrahl, der ihm aus dieser Welt ins Auge fällt, mit besonderm

Wohlgefallen festzuhalten. Im großen und ganzen spürt man doch, daß nicht bloß bei Treibels Gold Trumpf ist.

Mit einem Schriftsteller, mit einem Dichter wie Fontane, der seine Entwicklung hinter sich hat und während dieser Entwicklung redlich bemüht gewesen ist, alles, was in ihm liegt, und wofür ihm die Natur den Blick und die innere Anziehungskraft gegeben hat, zur Vollendung zu bringen, läßt sich um Einzelnes schwer rechten. Der Weg, der von den Romanzen „Von der schönen Rosamunde“ über „Ellernklipp“, „Grete Minde“ und „Vor dem Sturm“ bis zu diesen neuesten Berliner Romanen geführt hat, läßt sich mit Anteil, mit dem Gefühl verfolgen, daß es eine innere, künstlerische Notwendigkeit war und ist, die den Autor trieb. Die angeblichen Schüler des Meisters, die bei der „Adultera“ und „Frau Jenny Treibel“ anfangen, mögen nur zusehen, wie weit sie kommen. Aber selbst ein so ernster und talentvoller Schriftsteller wie Fontane entgeht auf diesem Wege den schlimmen Einflüssen der neuern Feuilletonschreiberei nicht. Die Berliner Dialektwendungen, die sich im Munde der Schmolke vortrefflich ausnehmen („Ich sage bloß, was Schmolke immer sagte: Manchen giebt es der liebe Gott im Schlaf. Du hast ganz unverantwortlich un beinahe schauderöse gehandelt un kriegst ihn nu doch. Du bist ein Glückskind!“ ruft sie Corinna zu, als die Verlobung mit Leopold Treibel gelöst und die mit Marcell Wedderkopp in Sicht ist) mögen unangefochten bleiben. Aber die Zitate, die litterarischen Anspielungen! Es ist schlechtthin unerträglich, in einer doch leidlich objektiven Darstellung Sätze zu finden, wie etwa folgenden: „Wenn ihn (Leopold Treibel zu Roß auf dem Wege nach Dreptow) dies im Sattelsein ohnehin schon an jedem Morgen erfreute, so besonders heut, wo die Vorgänge des vorausgegangnen Abends, am meisten aber die zwischen Mr. Nelson und Corinna geführten Gespräche noch stark in ihm nachwirkten, so stark, daß er mit dem ihm sonst wenig verwandten Ritter Karl von Eichenhorst wohl den gemeinschaftlichen Wunsch des Sich-Ruhe-Reitens in seinem Busen hegen durste. Was ihm dabei equestriech zur Verfügung stand, war freilich nichts weniger als ein Dänenroß voll Kraft und Feuer, sondern nur ein schon lange Zeit in der Manege gehender Graditzer, dem etwas Extravagantes nicht zugemutet werden konnte.“ Wenn wir in diesen Stil voll litterarischer Anspielungen und Zitate*) zurückfallen wollen, so hätten wir bei Jean Paul bleiben und dabei etwas mehr Gemüt und quellenden Geist in Kauf bekommen können, als Jungberlin zu verspenden hat. Wir meinen dabei natürlich nur die von dem Erzähler selbst herbeigezogenen Einfälle dieser Art; was sich im Munde der Gestalten findet, müssen wir ja unbeanstandet lassen, sind doch ein emeritirter Gymnasialdirektor, ein Professor vom Gymnasium zum heiligen Geist, drei Professoren vom Kur-

*) Und dazu die Sprache! Das Im=Sattel=sein! das Sich=Ruhe=Reiten! D. R.

fürstengymnasium, zwei Oberlehrer von einer höhern Töchterchule unter den Gestalten, den Kommerzienrat Treibel nicht mit gerechnet, der auch fürs Leben gern zitiert. Wir können Unrecht haben, aber wir meinen, die Grundstimmung, aus der „Grote Minde“ und „Vor dem Sturm“ hervorgingen, hätte derartiger Geschmacklosigkeiten nicht gestattet.

Daß der Traum poetischer „Unsterblichkeit“ auf immer kürzere Fristen zusammenschrumpft, mag mit dem vielzitierten Ende des Jahrhunderts zusammenhängen, aber Geistreichigkeiten, die in zehn Jahren keiner mehr lesen kann, ohne den Mund bis an die Ohren zu verziehen, gönnen wir andern Schriftstellern, als dem prächtigen und tüchtigen Fontane. Im übrigen bleibt es gewiß: wenn einmal der Drang, bittere Wahrheiten zu sagen, die Lust an fröhlichem Fabuliren verdrängt hat, so sind diese Wahrheiten der Menschengattung gegenüber am besten am Platze, der die Frau Kommerzienrätin Jenny Treibel angehört.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Ausstand der Bergleute geht uns von einem gut unterrichteten Mitarbeiter noch folgendes zu: Der Verfasser des Artikels in Nr. 5, dessen Bedenken gegen die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues ich teile, legt der ersten Hälfte seiner Ausführungen die Angaben der Bergbehörden zu Grunde. Um ein richtiges Urteil über das Ereignis zu gewinnen, müßte man aber auch den andern Teil hören. Das ist nun für den Fernstehenden einfach unmöglich. Beim großen Ausstand von 1889, wo sich der Kaiser persönlich der Bergleute annahm und die Zentrumspartei einerseits noch halb Oppositionspartei, andererseits der Gefolgschaft der katholischen Bergleute noch sicher war und die Gelegenheit, die Partei der rheinischen Großindustriellen zu schwächen, willkommen hieß, da brachten die meisten großen Zeitungen die Beschwerden der Bergleute zur Kenntnis des Publikums. Diesmal waren die Streikenden von Gott und der Welt verlassen. Die Regierung hat eine Schwenkung halb rechts gemacht, die Zentrumspartei ist Regierungspartei geworden und ist außerdem empfindlich darüber, daß sich die heranwachsende „Kulturkampfsjugend“ des Saarreviers nicht viel aus Pfarrern und Kaplänen macht, und so sind längere zusammenhängende Berichte, die den Verlauf der Sache im Sinne der Bergleute dargestellt hätten, in keinem den Ausstandsgebieten fernstehenden Blatte erschienen, nicht einmal im Vorwärts. Erst später hat das Hauptorgan der Sozialdemokraten angefangen, seine Leser durch Abdruck längerer Berichte und Altentstücke aus Blättern der beiden Ausstandsgebiete etwas genauer zu unterrichten. Weder ein ultramontaner noch ein sozialdemokratischer Abgeordneter hat diese Ausstandsgebiete besucht, um die Lage mit eignen Augen zu prüfen. Die spottbillige Berliner Morgenzeitung, die in 140 000 Exemplaren in allen Teilen Deutschlands verbreitet ist und mit demokratischem Köder für die Deutschfreisinnigen fischt, hat eine